

werden, so wie etwa der erste Erfolg einen angehenden Sportler zu häufigerem Training und vernünftigerem Leben antreibt. Nur wird man den Wunsch der Kirche nach häufigerem Beichten nicht dahin mißverstehen dürfen, als denke sie in Quantitäten und zähle die Bußwerke wie das allmähliche Nachlassen der beherrschenden Fehler. Auch sollte die heilsame Häufigkeit des Beichtens nicht gesetzlich als moralische Pflicht verstanden werden, die an bestimmten Kalendertagen abzuleisten ist. Denn an der beklagten Unehchtheit vieler Beichten hat einigen Anteil auch der Zwang der Konvention in geschlossenen Gemeinden oder Gemeinschaften zum regelmäßigen Beichten.

Um den Sinn des „Oft“ besser zu verstehen, sollten wir nicht nur psychologisch argumentieren, etwa durch Hinweis auf die sich wiederholenden Versuchungen oder auf die Schwierigkeit, von einem großzügigen Entschluß der Selbstaufgabe, der in einer guten Stunde gelingt, zu einem Habitus der Seele oder, wie man heute sagt: einer „guten Kondition“ zu gelangen. Das „Oft“ hat einen tief gegründeten theologischen oder heilsgeschichtlichen Ort mit verschiedenen Durchblicken. Prophetie und Frömmigkeit des Alten Testaments werden nicht müde, zu bekennen, wie oft sich Gott seines abtrünnigen Volkes Israel erbarmt hat (z. B. Ps. 78, 38 oder Ezech. 20). Dieser unerschöpfliche, aber stets unverfügbare Gnadenwille Gottes wird später von Jesus dem Petrus auf die Frage eingepreßt, wie oft er verzeihen müsse (Matth. 18, 21 f.), und der Auftrag des Herrn, immerfort zu vergeben, sooft es nötig ist, steht hinter der priesterlichen Vollmacht zur Lossprechung. Das „Immerfort“ ist nicht so sehr ein unendlich lange durchhaltender Orgelpunkt, sondern ein sich immer neu wiederholender Akt. Gott will immerfort, oft und jeweils „jetzt“ vergeben, darum darf dieser strömende Wille nicht unbeachtet und unerwidert bleiben. Er ist auch enthalten im Wiederholungsbefehl zur Feier des Herrenmahles: „Dieses tut zu meinem Gedenken!“ (Luk. 22, 19 und 1 Kor. 11, 24 und 25). Die von Paulus überlieferte liturgische Formel schließt bekanntlich: „Denn sooft ihr dieses Brot esset und den Kelch trinket, verkündet den (erlösenden) Tod des Herrn, bis er wiederkommt.“ Das „Oft“ gehört also theologisch zum Heute Gottes, zur Aktualität des Heils. Genauer gesagt, es hat eschatologischen Charakter: Gottes Gnade bleibt ebenso wie seine Herrschaft noch im Kommen zur Vollendung, sie muß daher unablässig — eben oft — erbetet und in anhaltender Wachsamkeit erwartet werden (Matth. 25, 12). Die letzte Entscheidung Gottes bleibt für uns noch offen, und daran müssen wir oft denken, sonst verpassen wir „die Zeichen der Zeit“ (Matth. 24, 37 ff.).

Für die Aussätzigen.
Missionsgebets-
meinung für April
1964

Wenn die Kirche dem Herrn nachfolgen und auf seinen Spuren wandeln will, dann muß sie sich der Kranken annehmen. Das Heilswerk Jesu während der Jahre seiner öffentlichen Tätigkeit wird geradezu charakterisiert durch die Heilungswunder. Neben der Verkündigung der Frohbotschaft nehmen sie den wichtigsten Platz in seinem Leben ein. Sie dienen ihm vor allem als Zeichen seiner Beglaubigung, denen die Menschen Vertrauen schenken sollen, wenn sie seinen Worten allein nicht zu glauben vermögen. Seinen Freund Lazarus erweckt der Herr sogar vom Tode, und wegen einer blutflüssigen Frau, die eine Heidin war, sprengte er den Rahmen seiner Sendung, die sich zunächst nur an das Volk

Israel richtete. Denkwürdig ist auch die Heilung der zehn Aussätzigen, von denen nur einer zurückkehrte, um ihm zu danken, ein Wunder, das trotz der Undankbarkeit der Nutznießer gewirkt wurde, wie um zu zeigen, daß Christus sich selbst durch Undankbarkeit nicht abhalten lassen wollte, Kranken Gutes zu tun.

Ein wichtiger Gesichtspunkt christlicher Krankenpflege! In unseren Tagen ist die ärztliche Versorgung der Kranken auf einem Höchststand angelangt. Aber gleichzeitig schwindet die Bereitschaft dahin, sie auch zu pflegen. Die ärztliche Sorge kann auf dem Wege über die Krankenkassen jedem zuteil werden. Man kann ihre Kosten abwälzen. Die menschliche Pflege dagegen, die sich immer mehr aus der Familie in Krankenhäuser und Heime verlagert, beginnt auch dort unter dem Personalmangel Not zu leiden, weil Dienste am Mitmenschen nicht mehr als eine schöne Aufgabe oder gar Erfüllung des Lebens angesehen werden. Der Wohlstand wirft ein neues soziales Problem auf.

Unter allen Krankheiten galt die Lepra, der Aussatz, seit alters als die furchtbarste, eine Geißel und Zuchtrute, eine besonders schwere Strafe Gottes. Nach dem jüdischen Gesetz des Alten Bundes war der Aussätzige ausgeschlossen aus der Gemeinschaft seiner Familie und seines Volkes, bis er von den Priestern als geheilt anerkannt wurde und das Reinigungsopfer zur Sühne für seine Sünden dargebracht hatte. So schreibt es das Buch Leviticus (Kap. 13—14) vor. Gott straft selbst Könige durch den Aussatz und bedroht ganz Israel mit dieser Strafe, wie er auch die widerspenstigen Ägypter dadurch heimsucht. Der Aussatz geht Hand in Hand mit der Sünde. Deswegen war, wer von dieser Krankheit befallen wurde, kein Gegenstand des Mitleids und der Pflege, sondern wurde in die Wüste geschickt und seinem Schicksal überlassen.

Im Mittelalter traten an die Stelle der Wüste die Siechenhäuser. Siech ist ein synonymes Wort für aussätzig. Aussatz galt als Siechtum schlechthin. Die Siechenhäuser wurden an abgelegenen Stellen, wenn möglich außerhalb der geschlossenen Ortschaften, errichtet, und sie waren nicht so sehr Pflegeheime als Gefängnisse, nach außen hermetisch abgeschlossen, im Inneren sich selbst überlassen. Wer über ihre Schwelle getreten war, für den gab es kaum mehr ein Zurück. Es ist bezeichnend, daß sogar die eigenen Familien sich von den Siechen abwendeten. Diese waren eben nicht nur krank, sondern von Gott gezeichnet, sie waren die schwarzen Schafe der Familie, und nicht einmal das Gleichnis vom verlorenen Sohn fand auf sie Anwendung; es gab keine Rehabilitierung.

Und wie steht es heute? Wahrscheinlich werden alle, die mit den Verhältnissen in Asien und Afrika nicht näher vertraut sind, mit Erstaunen hören, daß die soziale Deklassierung der Aussätzigen in vielen Stammesgebieten sich kaum unterscheidet von dem, was im Mittelalter allenthalben üblich war. Gesund — krank — aussätzig, das ist in jenen Ländern die Skala des sozialen Abstiegs, ja des Absturzes. In der „Neuen Zürcher Zeitung“ (16. 1. 64) hat der Schweizer Arzt Dr. Ueli Jaggi aus einjähriger Erfahrung mit Leprakranken in indischen Spitälern folgende Sätze geschrieben: „Ein Kranker bei uns ist getragen von Mitleid. Nicht so der Aussätzige. Krank, elend, geächtet, schuldig vor sich und den Mitmenschen — denn immer noch gilt die Lepra als Strafe von Gott für begangene Sünden —, gemieden, verjagt von Familie und Arbeitgeber, hilflos und hoffnungslos leer — wer vermag im Geiste in den Abgrund zu steigen, den diese wenigen

Worte aufreißen? . . . Und doch trennen uns nur wenige Flugstunden von der Wirklichkeit dieses Grauens.“ Der französische Vorkämpfer gegen die Not der Aussätzigen, Raoul Follereau, schreibt: „In Asien habe ich sie gesehen, vermischt mit Geisteskranken oder sorgfältig abgeschieden in richtigen Konzentrationslagern mit Stacheldraht, Wächtern und Maschinengewehren. Ich habe sogar solche getroffen, die in einem Friedhof eingesperrt waren. Bei gewissen Stämmen zwingt man sie, sich selbst den Tod zu geben.“ So leben diese verkrüppelten Menschen mit fehlenden Fingern und eiternden Füßen, mit nicht heilenden Geschwüren, ohne Augenbrauen und mit eingedrückter Nase, vollständig verstoßen von der Mitwelt, durch Jahre oder Jahrzehnte dahin, bis der Tod sie erlöst.

Über die Ausbreitungsart der Lepra weiß die Medizin nichts. Obwohl es sich um eine Infektionskrankheit zu handeln scheint, ist der sogenannte Lepra-Bazillus nicht mit Sicherheit als Krankheitserreger anzusprechen; denn es gelingt weder ihn zu züchten noch ihn zu übertragen. So bleibt der Lepra auch in unseren Tagen der Charakter einer geheimnisvollen und unheimlichen Seuche.

Ihre Verbreitung ist groß. Es dürfte etwa 12 bis 15 Millionen Menschen geben, die von dieser Krankheit befallen sind. In einem einzigen Verbreitungsgebiet, dem indischen Staate Madras, sind 8 Prozent der Bevölkerung von der Lepra befallen. Von diesen Millionen Menschen, die am Aussatz erkrankt sind, genießt bis heute nur ein kleiner Bruchteil eine umfassende ärztliche und pflegerische Hilfe. Eine Enquete aus dem Jahr 1958 in 69 Gebieten Asiens, Afrikas, Südamerikas und Ozeaniens hatte folgendes Ergebnis: In 48 dieser Gebiete fand sich die Lepra, in 28 die Malaria, in 26 die Tuberkulose, in 12 wüteten epidemische Krankheiten (Pocken, Scharlach, Grippe usw.), in zehn die Schlafkrankheit, in neun Hautkrankheiten. So liegt die Lepra nach ihrer geographischen Verbreitung an der Spitze der Seuchen, und neben der sozialen Verelendung, die sie mit sich bringt, ist ihre Verbreitung ein weiterer Grund, dagegen anzukämpfen.

Hilfen

In allen lepraverseuchten Gebieten, wo christliche Missionare tätig sind, haben sie denn auch dem Aussatz ihre Aufmerksamkeit zugewendet, sobald sie dazu in der Lage waren. Man kann ja auch nicht das Evangelium Jesu Christi verkündigen und das Beispiel übersehen, das er gerade an den Aussätzigen gegeben hat. Aber auch die sozialen Mißstände, die mit dieser Krankheit verbunden sind, können von den Missionaren nicht einfach hingegenommen werden. Heute wie zu den Zeiten Jesu geht es hier um die Glaubwürdigkeit des Evangeliums; die ärmsten und geringsten der Brüder — das sind die Aussätzigen. Die katholischen Missionen verfügen nach der letzten Statistik über 97 Leprosarien mit 26 437 Kranken; zwei liegen in Europa, 58 in Afrika, 31 in Asien, fünf in Südamerika und eines in Ozeanien. In weiteren 122 öffentlichen Lepra-Krankenhäusern sind Ordensschwestern als Pflegerinnen tätig, und sie betreuen dort 46 587 Kranke. Insgesamt nehmen 128 Missionsinstitute an diesem Werk der Caritas teil.

Die Hilfe, die den Aussätzigen zuteil werden kann, besteht heute nicht mehr nur darin, daß man sie bis zu ihrem Tode pflegt und ihnen das furchtbare Schicksal der Ausgestoßenen erleichtert. Wie die Lepra nicht sonderlich ansteckend ist, wenn nur die Regeln der Hygiene eingehalten werden, so ist sie auch nicht unheilbar. Jaggi schreibt in dem er-

wähnten Bericht aus Indien, daß man durch die regelmäßige Verabreichung eines speziellen Sulfonamid-Heilmittels schon nach fünf Monaten die ersten Anzeichen einer Heilung erzielen und in zwei bis sechs Jahren die Gesundheit wiederherstellen kann. Die bekannten Lepra-Geschwüre an Händen und Füßen haben mit der Krankheit selbst nichts zu tun, sondern beruhen darauf, daß der Patient wegen der Zerstörung seiner sensiblen Nerven in den Gliedmassen keine Schmerzen empfindet und sich leicht Wunden zufügt, die mangels genügender Pflege vereitern. Dennoch hinterläßt die Lepra gewisse äußere Zeichen, die in den Ländern, wo sie vorkommt, jedem bekannt sind: die Nasenwurzel sinkt ein, die Augenbrauen fallen aus, die Finger nehmen Krallenstellung an. Wer mit diesen Zeichen behaftet ist, gilt als aussätzig, wenn er auch geheilt ist, und wird, solange diese Zeichen sichtbar sind, in die Gesellschaft nicht wieder aufgenommen. Deshalb müssen auch diese Stigmata auf chirurgischem Wege beseitigt werden, ehe der Geheilte das Leprosen-Krankenhaus verlassen und, glücklich geheilt, zu seiner Familie zurückkehren kann. Das Krankenhaus ist aber zugleich auch Schulungsstätte; denn der Rekonvaleszent muß an den immerhin erschwerten Gebrauch seiner Hände und Füße gewöhnt und für einen geeigneten Beruf ausgebildet werden.

Die Missionsgebetsintention für April empfiehlt das Gebet für die Aussätzigen, ohne daß sie für dieses Gebet ein konkretes Ziel näher bezeichnet. So wird sie wohl alles umfassen sollen, was das Los der Kranken erleichtert und ihre Lage verbessert. Mit einer besseren Heilfürsorge im Zuge der Entwicklungshilfe, an der sich hoffentlich auch die Missionen beteiligen können, müssen wir vor allem darum besorgt sein, daß die sozialen Tabus verschwinden, durch die die Aussätzigen schlimmer getroffen werden als selbst durch den Tod. Denn was ist die Ausstoßung aus der menschlichen Gesellschaft anderes als ein permanentes Todesurteil? Mehr Barmherzigkeit für diese Ärmsten der Armen gilt es zu erbitten. Doch werden solche sozialen Diskriminierungen schwerer geheilt als alle leiblichen Krankheiten, und so wird es wohl noch lange dauern, ehe den Leprosen überall auf der Welt die Hilfe zuteil wird, auf die sie dank der Lehre und dem Beispiel Christi Anspruch haben. Deshalb wird auch die Bitte am Platz sein, daß sie mehr als menschliche Hilfe von der Barmherzigkeit Gottes erfahren, die viele verborgene Wege hat, um Arme innerlich reich und Kranke gesund zu machen.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

**Schreiben
Papst Pauls VI.
an die deutschen
Bischöfe**

Mit Datum vom 30. November 1963 hat Papst Paul VI. in einem Schreiben an die deutschen Bischöfe auf deren Bericht anlässlich der Fuldaer Bischofskonferenz geantwortet. Der Inhalt des Schreibens wurde erst jetzt in den kirchlichen Amtsblättern veröffentlicht (vgl. „Amtsblatt für die Erzdiözese Freiburg“, 23. 1. 64). Es hat folgenden Wortlaut:

Mit Freuden haben Wir empfangen und mit noch größerer Freude mit Auge und Herz zur Kenntnis genommen Euer so aufmerksames Schreiben, das Ihr, Unsere geliebten Söhne und Ehrwürdigen Brüder, aus der Stadt Fulda,